



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley. VI.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ich es Ihnen gestehen, daß ich in dieser Abnahme des Verbrauches an Trinkbrauntwein einen so großen Vorteil für die Volkskraft und die Volksgesundheit, einen so hohen Gewinn an ethischen Werten erblicken würde, daß alle finanziellen Wirkungen dagegen in den Hintergrund müssen.“ Zweifellos ist es darum zu begrüßen, daß der Kampf gegen den Alkoholismus, gestützt auf ein umfangreiches Beweismaterial, immer weitere Kreise zieht und von Tag zu Tag bessere Erfolge zeitigt.



## Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

### VI.

Dann war Kirmestag mit viel Lärm und Leben. Das Vieh stand zu Haufen angefahren und wurde einzeln abgetrieben, der Wind hauchte die grauen Laken der Buden auf, aber den größten Lärm machte doch das Vergnügen, das Karussell. Es stand auf einem ebenen Rasen hinter der Rolterschlucht und drehte sich zu den Walzern seiner eigenen Musik. Den ganzen Tag spielten diese Melodien, und wenn sie einen Augenblick innehielten, so sang oder piff einer auf der Straße sie nach, daß sie nie ganz schwiegen.

Wieschen hörte sie, sie schloß wohl das Fenster der Nähstube, aber die Melodien drangen durch Rillen und Ritzen, und Wieschen wurde krank davon im Kopfe und wie taub von allem Hören. Sie nähte noch an ihrem Kleid für den Abend; es wurde dann fertig und war aus neuem weißen Stoff, wie es recht war für alle die Feier, auf die es sich freuen sollte. Aber es war ohne Band und Schmuck und sah so totweiß aus, als warte es aufs Sterben.

Der Florentin trat einmal tags herein, besah und lobte das Kleid, er merkte nicht, wie es falsch zugeschnitten und schlecht genäht war, er ließ sich täuschen von dem Duft des Neuen, der aus den Falten stieg, dieser Duft war wie ein Freideversprechen, und der Florentin dachte nicht an Täuschung und Lüge.

„Hast mich auch lieb?“ fragte er sein Mädchen, und sie nickte mit ihrem armen, kranken Kopf ein trauriges, aber festes Ja.

Als Sette die beiden so zusammen sah und der Florentin dann hinaus war, stieß sie das Mädchen mit dem Fuß an, wo sie auf ihrem Platze dem Wieschen gegenüber saß, kicherte und rückte mit den Schultern hin und her, sagte dann: ihr werde ganz eigen in dieser Zeit, wo so vom Freien die Rede wäre, selber kriegte man zuletzt noch die Lust.

Wieschen rückte von ihr ab, weil die Berührung sie ekelte, dann wieder streckte sie ihr die Hand hin, wie um Verzeihungsbitten. Jette wurde mißtrauisch und Wieschen entschuldigte sich mit einem: „Mir ist ganz wirr im Kopf.“

„Ja,“ meinte Jette, die ein wenig gereizt war durch das Wesen des Mädchens, „anders magst du schon denken jetzt als früher, möchtest sonst ums Leben nicht zum Tanzen ausgehen.“

Nach Mittag war der Florentin zur Stadt hinaus gewesen und kam in heiterer Erregung zurück. Er sei wie in Feststimmung, sagte er zu Wieschen. Er habe Einkauf gemacht in der Stadt, und solches habe er in seinem Leben noch nicht gekauft, aber er verwahre es bis an den Abend, wo die Braut sich zum Ball geschmückt hätte. — Und ein Kuchenherz habe er ihr auf Kirmes gekauft.

Er gab ihr das rote Herz, welches wie ein Heimatherz war, es kam keine Kirmes in die stillen Berge, diese Kuchenform und Art war das Herz der Kirmes selber. Wieschen lachte flüchtig, aber glücklich und dankbar. Sie hatte oft als Kind vor den Kirmesbuden gestanden und verlangend nach diesen Herzen gesehen, wie man sich sehnt, ein Herz voll Liebe zum Geschenk zu nehmen. Sie hatte aber eine harte Kindheit gehabt, und der Wunsch war ihr versagt geblieben. So kam ihr eine köstliche Kinderfreude an diesem Tage, wo die Gedanken ihr schwer im Kopf waren wie Steine, welche sich gegen ihre Stirn wälzten, daß es schmerzte.

Abends, als sie sich auf ihrer Stube zum Fest ankleidete, kam Jette ihr nach, klopfte an ihre Thür und ließ sich wie eine Dienerin das Herein sagen, saß dann unterwürfig auf einer Stuhlkante und bat, dem Mädchen das Kleid schließen zu dürfen. Sie wolle nun gut machen von vorhin, sagte sie, sie freue sich, daß das Wieschen einmal ausgehe zum Tanz und sich zeige, es, das Beimädchen der Jette Kamp als des Florentin Braut. Wie sie ihr aber beim Kleiderschließen im Rücken stand, sagte sie heimlich und mit Schärfe: „Sieh nur zu, daß du den Kley heute Nacht mit heimkriegst, sie ist nun mal ein Boß, die Regine —“

Wieschen lachte fremd, aber so siegesfest, daß ihre Gestalt dabei aufwuchs und Jette sich recken mußte, wie sie ihr das Halsbord schloß. „Daß ich ihn auch mit heimkrieg’, den Florentin!“

Wieschen nahm ihr Arbeitskleid und brachte es an den Wandnagel, sie hielt es länger in der Hand als nötig war, so, als trenne sie sich schwer von eben diesem Kleide. Sie trug nun das weiße und sah mit der Blässe ihres Gesichtes und mit dem Totenhaften des Kleides wie entseelt aus. Jette griff nach einer Blume, um das Mädchen freundlicher zu machen, es stand aber heute nur die Geranie auf der Fensterbank, und Wieschen fiel ihr in den Arm: „Sie paßt nicht, sie ist zu weiß —“ Und als Jette abließ, zitterten dem Mädchen die Hände.

Wie schwer waren ihr die Gedanken im Kopf, aber sie war doch ganz bei Sinnen und wußte, die feine weiße Geranie passe nicht zu ihr.

Wieschen glättete noch das Bett, wo sie gegessen und sich die Schuhe zugebunden hatte, dann ging sie mit Jette hinaus. Sie schloß die Kammer zu und zog den Schlüssel ab, nahm ihn mit sich hinunter und versteckte ihn unten im Flur. Der Florentin sah ihr dabei zu und befragte sie um dieses fremde Tun.

„Mir ist,“ antwortete sie klar, aber ohne ihn anzusehen, „du liebest mich nicht heim, so wie ich gegangen bin, und ich möchte dann lieber nie wieder zurück auf meine Mädchenkammer.“

Er nahm sie sacht und mit Scheu, um ihr neues Kleid nicht zu verdrücken. Es umgab sie wie eine Wolke, war mit seinen lockeren Stichen nur wie um sie gelegt und gesteckt, man sah, ein unzarter Griff würde es verreißen und verderben können. Er nahm sie mit auf seine Stube, legte die Hand unter ihr Kinn, hob ihren Kopf, daß sie ihn ansehen mußte und antwortete: „Ich will dir was versprechen, Mädchen!“

Sie öffnete die Lippen wie zu einem Freudeschrei, aber da griff er in die Tasche und holte heraus, was er eingekauft und zu schenken sich verspart hatte. Er steckte ihr den schlichten goldenen Trauring an den Finger und sagte: „Die Ehe versprech' ich dir.“

Er sah sie heiß und begehrend an, so, als wünsche er, sie möge aus ihrer Wolke heraustreten und mit einem Jubel willenlos in seinen Armen sein, aber er gewahrte, wie sie nur enttäuscht auf den Ring blickte und ihm antwortete: „Er ist zu groß für meinen Finger.“

Sie schloß die Hand zur Faust, daß ihr der Ring nicht abfallen konnte, und wie sie so neben dem Burschen zum Fest ausging, sah sie aus, als wolle sie alles niederdrücken, was gespenstisch vor ihr aufstand, wenn sie den Burschen ansah.

Sie war dann mit ihm und allen Mädchen und Burschen auf dem Fest, man sah sie neugierig an, einmal um das an ihr fremde Kleid, einmal um ihren Brautstand, und zuletzt und zumeist darum, daß sie überhaupt da war.

Die Regine sprang an ihnen vorbei und trug die Gläser aus. Sie ließ es an nichts fehlen zu ihrem Amt, obgleich sie selber auch zu keinem Tanz fehlte. Der Florentin trank nicht viel und sprach nur wenig mit der Regine; er sah nur sein Mädchen an und hatte keinen Wunsch mehr daneben, wenn er es bedachte. Aber er hatte einen Wunsch um sein Mädchen.

Als er sie einmal auf seinen Schoß niederziehen wollte und sie sich sträubte mit einem: „Hier doch nicht!“ — kam die Regine danach wie zufällig vorbei, als er allein saß und Wieschen tanzte. Sie trug das weiße Kleid mit den blauen Schleifen, von welchen eine losgerissen war und nur an einem Fädchen hing, daß es aussah, als sitze ihr ein Vogel auf der Schulter und hüpfte auf einem Fuß, ungeduldig, zum Wegfliegen. „Dein Mädchen ist wohl ein Kaltes,“ sagte sie. „Hab's gesehen, nicht auf deinen Schoß hat es nieder wollen. Magste so ein Kaltes denn gern haben?“

Dem Florentin wurde heiß im Kopf um sein kaltes Mädchen. „Sie ist im Stillen anders,“ antwortete er.

„Du,“ sagte da die Regine, „dann holte ich mir mein Mädchen auch ins Stille, wenn es so wär.“

So ging der Abend um. Dem Florentin war der Kopf klar geblieben von allem Trunk, er vertrug nicht viel und hatte das wenige nur aus Anstand genommen. Er tanzte selber nicht, freute sich aber, wenn er sein Mädchen mit roten Backen unter den Tanzenden sah, um der Regine willen. Der Florentin, von den Burschen angetrieben, tat auch um sein Mädchen eine Runde aus, so war alles recht und zu Ehre gewesen, als es spät wurde. Wieschen hielt sich einmal an seiner Hand, ihr war, sie tanze noch, so drehte sie der Schwindel immerfort um und um.

„Komm,“ sagte da der Florentin; er sah, daß er das Mädchen quälte mit dem, was er um der Regine willen von ihr forderte, und es wurde ihm leid im Augenblick. Er nahm sie zart, doch sie hielt ihn so fest, als fürchte sie, er würde ihr genommen werden in dieser Stunde aller letzten Entscheidung. Sie war warm vom Tanzen, und ihr Blut klopfte so ungestüm, als stehe sie vor verschlossenen Türen und begehre ungeduldig Einlaß. Sie drückte die Hand, an der sie sich hielt, sie sah das Gesicht des Burschen von gutem, mitleidigen Ausdruck um sie, da schüttelte sie ein Nein mit dem Kopf und sagte zu ihm: „Es ist nicht schlimm, Florin, ich habe gern getanzt, weil dir's gefiel. Ich bin dir zu Lieb', Florin.“

Sie sah ihn halb strahlend an aus Glück um den Besitz seiner Hand und doch halb ängstlich aus Furcht, er lasse sie los und sie müsse sich allein zum Ausgang des Saales zurechtfinden.

Langsam sich durch die Menge bringend, strebten sie diesem Ausgange zu. Da trat ihnen die Regine entgegen. Sie ging schlendernd mit anderen Mädchen, kam aber aus der Reihe und stellte sich dem Kley in den Weg, daß er anhalten mußte, auch Wieschen, weil sie seine Hand nicht loslassen mochte.

„Warum hält sie dich so fest?“ fragte Regine den Kley wie zum Scherz. „Hat sie dich nicht sicherer, daß sie dich halten muß?“

Die leichte, lachende Weise, mit der sie sprach, griff ihn fester an als Wieschens Hand. Er ließ das Mädchen augenblicklich von sich, wie sie ihn auch halten mochte und antwortete der Regine: „Du magst denn sehen, wie wir sicher miteinander sind. Geh heim, Wieschen.“

Er sprach so streng er konnte mit seiner weichen und meist schüchternen Stimme, und Wieschen sah zu ihm auf wie in das Glaubenslicht einer brennenden Kerze. Sie wußte, er wollte der Regine zeigen, wie fest sie sich gehörten. Es war gut. Sie wollte den großen blinden Glauben zeigen, den er von ihr verlangte; sie dachte dann, das Spiel sei weniger um die Regine gewagt, als daß sie beide sich selbst die letzte und schwerste Prüfung setzten.

„Ich gehe, Florin,“ sagte sie lächelnd.

Er brachte sie noch bis an die Saaltür und tat ihr das Tuch fest um die Schultern, das sie bei sich hatte. „Halt dich warm,“ empfahl er ihr und sagte ihr heimlich: „Aber wart' bis ich auch da bin. Auf meiner Stube wart'.“

Sie antwortete nicht.

„Du,“ mahnte der Florentin.

Sie hatte die Saaltür schon geöffnet, eine kühle Luft schlug ihr von draußen entgegen, und das Ja, das sie dann zögernd antwortete, wurde noch von dem Winde halb gefaßt und verweht, daß es nur ein schlechtes, zagendes Versprechen gab.

„So wahr wie —“ der Florentin stockte, er fand nicht eben den rechten Vergleich.

Da blickte sich das Mädchen voll nach ihm um und sagte: „So wahr wie ich glaube, daß du gleich kommst, Florin.“

Nun traten sie auseinander, und eines wußte vom andern, daß sie sich Wort hielten.

Der Florentin saß im Saal auf der Kante eines Stuhles und wippte unruhig mit der Lehne. „Er soll fester sitzen,“ dachte die Regine und trug ihm Gläser zu; er war erregt, versah sich und trank mehr als ihm gut war. Die Regine umschlich ihn und hatte Acht auf ihn. Er sollte nicht trinken und sinnlos werden. Seine Augen sollten nur Glanz haben, daß die Gegenstände um ihn her, die er mit diesen glänzenden Augen ansah, davon Widerschein bekamen und ihm zuleuchteten; das ohnehin leuchtende Haar der Regine aber sollte ihn blenden, daß er den Weg nach Hause nicht zurückfand um die Stunde und in der Weise, wie er sich dachte.

Als er sich dann auf seinem Stuhl festriektete, saß das Wieschen zu Hause in seiner Stube und wartete auf ihn. Sie war leise eingetreten, um die Schlafenden oben im Hause nicht zu wecken, hatte die Pforte draußen nur angelehnt und schlich über die Tenne hinein, weil die Schelle über der Haustür war. Sie hatte dann die Schelle abgestellt und die Haustür eine Spalte breit geöffnet für den Eintritt des Florentin. Gleich im Flur war ihr ein Bedenken gekommen. Sie hatte nach dem Schlüssel zu ihrer Kammer gesucht, wo sie ihm den Versteck gegeben hatte, dann mit dem Schlüssel in der Hand die Treppe hinauf gesehen, wo oben ihre Kammer lag — und war doch schleichend, wie eine Diebin und Verbrecherin, in die Stube des Kley gegangen. Nun saß sie da und wartete, hatte noch den Schlüssel in der Hand, sie wollte ihn wegstecken in die Tasche ihres Kleides, aber das Kleid war locker genäht und die Tasche fehlte ihm ganz. So behielt sie den Schlüssel in der Hand.

Wieschen saß mit Herzklopfen, sie war schon oft in dieser Stube gewesen, hatte wohl mit dem Florentin an seinem Tisch gefessen und zugeesehen, wenn er die Striche zu seinen Zeichnungen machte, hatte mit radiert und geraten. Sie waren so fein und still miteinander gewesen, daß es war, wenn sie aufstanden und aus der Stube gingen, als kämen sie Hand in Hand aus jenen

Gartenanlagen, welche sie gezeichnet hatten. Aber jetzt saß sie mit Angst in der Seele und wartete auf ihn; sie ängstete sich nicht um sein Kommen, sie wußte, er würde kommen und gleich da sein. Aber es fiel ihr ein, wie sie noch nie hier hineingegangen war, einschleichender Weise wie heute — und noch nie um diese Nachtzeit.

Sie hatte beide Hände geballt im Schoß, die eine um den Schlüssel, die andere um den Ring geschlossen. Sie hatte die Hand mit dem Ringe nicht losgelassen, jetzt kam ihr ein Krampf in die Finger, sie stand auf und legte Ring und Schlüssel auf den Tisch. Die beiden Gegenstände glänzten in der Mondhelle der Stube. Wieschen stand und starrte darauf hin, als wolle sie einen dieser Gegenstände wählen und für sich haben, sie wußte, sie verlor den einen, wählte sie den anderen. Aber hatte sie nicht gewählt? Sie hatte heute den Ring genommen und den Schlüssel von sich gegeben.

Wieschen ging auf Beheuspitzen durch die Stube und stand still vor dem Bilde auf der Kommode. Sie reckte und rieb noch ihre Hände, dann nahm sie es auf und sah es an. Es stellte des Florentin Mutter dar, die Mutter von jenen Achten, die starke, arbeitsame Frau. Zwischen Bild und Glas war ein Eisenblatt eingeklemmt, eines von ihrem Grab. Das Bild zeigte die Frau in jener letzten Zeit, wo sie sich ausruhte von ihren Achten, sie saß im Lehnstuhl, war wie weggerückt von ihrem Plage, wo sie im Leben gestanden. Sie saß, wenn auch von Alter gebückt, steif und groß, die Hände über dem starken Leib gefaltet, ohne die Arme in die Seiten zu legen, ohne sich anzulehnen. Es war, als richte sie die geradeaus sehenden Augen noch auf die Hände ihrer Kinder und bewache noch ihr Tun von diesem Plage aus. Aber Wieschen sah neben allem her ein Leuchten in diesen Augen, und ein Lächeln ging durch die groben Züge, wie es alte ernste Leute haben können, wenn sie ihr jüngstes großes Kind ansehen. Es verlor sich fast die Stärke der ganzen Gestalt in diesem Lächeln.

„Sie hat auch nicht stark sein können, ist auch um den Florin schwach gewesen, diese Frau,“ dachte Wieschen und stellte das Bild weg. War sie nicht wie ein Kind dieser Mutter? War sie nicht aufgewachsen in ihrem Geiste, gleichsam nach außen mit Kraft prahlend, aber innen eine Liebe tragend, wunderbar reich und schön und sich selbst vergessend in dieser Liebe?

„Mutter,“ sagte Wieschen. Sie sagte es zum ersten Male im Leben, es klang aus ihrer einsamen Seele wie ein Schrei über ein Stück Ödland, kein Echo kam, sie lauschte, keine Antwort kam. Da schüttelte sie verneinend den Kopf. „Sie ist deine Mutter nicht!“

Sie lauschte noch mal und sagte: „Du bist nicht ihr Kind!“

Sie hörte Schritte draußen und streckte die Hände, wie um gegen etwas anzugehen: „Du willst ihr Kind nicht sein —“

Sie hörte die Schritte näher kommen, leise und unsicher, einmal strauchelnd im Grase der Anweide neben der Straße.

„Du willst stärker sein als deine Mutter gewesen ist —“

Der Florentin trat durch die Pforte in den Garten und strauchelte noch mal auf der Treppe zum Haus. Wieschen griff nach dem Schlüssel, der auf dem Tisch lag, sie nahm ihn, war mit einem Sprung an der Tür, wäre mit einem zweiten im Flur und mit einem dritten und ein paar letzten in ihrer Kammer gewesen, aber sie zögerte an der Tür, das Bild seiner Mutter lächelte sie an, und sie wich langsam zurück in die Stube bis gegen das Fenster. Sie wollte sich aufraffen und bewegte die Arme, um sie dem Geliebten um den Hals zu legen, wenn er eintrat und auf sie zukam, doch ihr war, das Eisen des Schlüssels zerfließe in ihrer Hand, dringe in ihre Adern und gehe mit ihrem Blute in ihrem Körper um. Sie war schwer und steif mit dem Kopf, in welchem ihr die Gedanken wie Steine lagen, die, wenn sie sich bewegte, gegen ihre Stirn schlugen, und war schwer und steif mit dem Blut, welches ihr wie Eisen durch die Glieder floß. Der Geliebte würde die Braut nicht so finden wollen mit diesem Blut wie Eisen. Da rührte sie sich, wie um sich von sich selbst zu befreien, aber sie sank nur zurück gegen die Fensterbank und verharrte in dieser Stellung. Sie stand mit ihrem weißen Kleid, dem weißen Gesicht und in kühler ferner Haltung wie eine Eisblume in das Fenster gefroren.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Sozialpolitik

**Soziale Pathologie.** Nachdem Priester und Mediziner auf einer gewissen Kulturstufe die Personalunion aufgegeben hatten, durch die die Völker angeleitet und beherrscht worden waren, hat sich eine Hegemonie der Priester herausgebildet. Erst allmählich und dann mit argwöhnischem Erstaunen kamen die Oligarchen zur Erkenntnis, wie ihre Werkzeuge Schritt für Schritt die Waffen aneigneten, die sie befähigten, den Einfluß des Priesters unbewußt und bewußt zurückzudrängen. Der Kampf, den die Kirche gleichsam als Standesorganisation der Priester gegen den einzelnen unorganisierten Mediziner als Träger der Aufklärung Jahrhunderte hindurch geführt hat, vermochte sein Vordringen nicht aufzuhalten. Die Versuche kenntnisreicher Kirchenfürsten, die Naturwissenschaft durch Anerkennung ihrer Bedeutung für die Menschheit der Kirche nutzbar zu machen,

vermochten nur vorübergehend den Einfluß der Priesterschaft wieder zu festigen. Die Anerkennung der wissenschaftlichen Forschung ist vor allem dem Mediziner zugute gekommen und wir stehen heute vor dem erhabenen Schauspiel, ihn, der vor noch gar nicht langer Zeit als Zauberer verbrannt werden konnte, in seiner Eigenschaft als Arzt nach den Büchern greifen zu sehen, mit denen die Priester, unterstützt von den staatlichen Juristen, noch heute versuchen, die Völker im Zaume zu halten.

Das Bild der eben angedeuteten Entwicklung schiebt sich vor unser geistiges Auge beim Blättern in **Alfred Grotjans** „Soziale Pathologie“. (Berlin 1912, Verlag von August Hirschwald, XI und 691 S. Preis 18.— M.) Es handelt sich in dem Werk, wie der Autor selbst sagt, um den „Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankheiten als Grundlage der sozialen Medizin und der sozialen